

9 Polyrhythmik: Vieles hören und Gleichklang wahren

9.1 Spannungsverhältnisse und Multitasking

Der Alltag ist polyrhythmisch. Vieles bringt seinen eigenen Rhythmus ein. Das gilt nicht nur in großen gemeinschaftlichen Kontexten wie etwa bei Bahnstreiks, Wahlen oder Ladenöffnungszeiten, die alle einen mehr oder minder starken Einfluss auf die Taktung unserer Alltagstätigkeiten haben.²⁴² Es gilt auch auf kleinerer Skala, wenn etwa (kleinere oder größere) rhythmische Integrationsleistungen gefordert sind, weil eine neue Mitbewohnerin in die Wohngemeinschaft, ein neuer Kollege in die Arbeitsgruppe oder eine neue Mitspielerin in die Mannschaft kommt. Hier muss sozusagen ein gemeinsamer polyrhythmischer *groove* gefunden werden. Denn jede einzelne Person hat bis zu einem gewissen Grade eigene Gepflogenheiten und in diesem Sinne eigene Rhythmen.

Diese eigenen Rhythmen umfassen auch das, was oben als „eigene Stimme“ bezeichnet wurde. Denn so wurde es ja gerade eingeführt: Eine eigene Stimme ist das, was im *Kon-takt* mit anderen entsteht, wenn man miteinstimmt, ohne in ein dauerhaftes Unisono oder einen strikten *Ein-klang* zu verfallen; sie beinhaltet die jeweils eigene Weise, hinzuhören und Rede und Antwort zu stehen; und dies mit dem Begriff „Rhythmen“ in Verbindung zu setzen, ist berechtigt, da Tonhöhen, Stimmlagen und Klangfarben allesamt auf zeitlichen Regularitäten basieren.

Mit diesem Hinweis können Fragen der Polyrhythmik und des gemeinschaftlichen Einstimmens nun zurückgebunden werden an das, was in den ersten vier Kapiteln bereits gesagt wurde über Zeit – oder genauer: über das Zusammenspiel von Wiederholung und Neuerung und insbesondere die Gefahr allgemeiner Ermüdung (*fatigue*). Wichtige Stichworte hierzu sind der *Ermüdungsbruch* und die *Resonanzkatastrophe*.²⁴³ Wenn sozusagen alles immer exakt gleich abläuft und ein

²⁴² Vergleiche hierzu allgemein auch Lefebvre 2004. Seine Alltagsanalysen beinhalten vor allem Routinen von Bewegungsabläufen in städtischen Räumen, wobei er zwischen Poly-, Eu- und Arrhythmik unterscheidet.

²⁴³ Gerade in diesem Kontext bleibt, trotz ihres Namens, die „Resonanztheorie“ aus Rosa 2016 unterkomplex. Sie zielt auf ein soziologisches Verständnis von Subjekt-Objekt-Beziehungen als einem schwingenden System, wobei allerdings die physikalische Metaphorik kaum entfaltet wird – anders als etwa bei Haken 1981, der Gesellschaftssysteme mit Begriffen der Laserphysik beschreibt. Allerdings wird von beiden Autoren, anders als hier, eine feste Subjekt-Objekt-Struktur als gegeben vorausgesetzt, sodass bei ihnen der Ereignis- und Zeitbegriff kaum hinterfragt wird. Letztlich handelt es sich im Fall von Rosa also weniger um eine Zeittheorie als vielmehr um eine gesell-

System in einer charakteristischen Taktung beansprucht wird, droht es zu überlasten. Eine Sängerin – oder zumindest ein Tongenerator – kann ein Glas zum Zerspringen bringen, wird das Glas nur intensiv genug mit dem richtigen Ton beschallt; und eine Brücke kann einstürzen, wenn nur genügend Menschen im entsprechenden Gleichschritt über sie hinwegmarschieren. Oder anders formuliert: Um völliges Chaos zu vermeiden, ist es sicherlich wichtig, dass nicht alle Menschen dauernd aus der Reihe tanzen. Trotzdem ist auch ein gewisses Maß an Polyrhythmik wichtig, denn perfekter Einklang kann ebenfalls zerstörerisch wirken.

Tatsächlich lohnt es sich, an dieser Stelle etwas genauer auf den Begriff der Polyrhythmik einzugehen und mit ihm eine kleine Typologie – auch der multiplen Alltagsrhythmen – zu erstellen: Allgemein bezeichnet Polyrhythmik die Überlagerung verschiedener Schwingungen. Als in gewisser Weise harmonisch wird dies erlebt, wenn es immer mal wieder vorkommt, dass die verschiedenen Taktungen zusammenfallen – so wie beispielsweise Triolenachtel und Achtel bei jeder Viertelnote einen gemeinsamen Schlag besitzen. Entsprechende Alltagsbeispiele wären etwa der Jahrestag, der wieder einmal auf einen bestimmten Wochentag fällt; die Arbeitszeit im Schichtdienst, die beispielsweise einem Zwei- statt Einwochenrhythmus folgen mag; ein sonntäglicher Nachmittagsausflug an die Nordsee, der endlich mal wieder mit der Anwesenheit (oder wahlweise Abwesenheit) des Wassers verbunden ist; oder auch hormonelle Rhythmen, die mit Tages- oder Monatsrhythmen zusammenfallen.²⁴⁴

Dadurch bedeutet Polyrhythmik immer auch eine Vermehrung möglicher Zeiterfahrungen: Was die Grundeinheit bildet und was als rhythmische Überlagerung erlebt wird, kann variieren und kann entsprechend auch Wahrnehmungen auslösen, die – zumindest vorübergehend – desorientierend sind und eine Art Schwebezustand erzeugen (Playlist-Beitrag #40 bietet und erläutert einfache schematische Beispiele; als konkretes Musikbeispiel höre Playlist-Beitrag #41). Im musikalischen Beispiel können die Triolenachtel als Überlagerung der Achtel wahrgenommen werden, aber auch die Achtel als Überlagerungen in einem Takt aus Triolenachteln. Im Beispiel des Jahrestages hängt es sehr stark von der Aufmerksamkeit – der individuellen wie auch gesellschaftlichen Betonung und Wertschätzung – ab, ob oder inwiefern dieser den üblichen Wochenrhythmus überhaupt merklich überlagert oder ihn gar völlig korrumpiert. Und im Beispiel der Arbeitszeit

schaftspolitisch motivierte Kritik, deren Ausgangspunkt die Brandmarkung der Moderne als einem vermeintlichen Beschleunigungsunterfangen ist.

²⁴⁴ Umgekehrt bedeutet das Ausbleiben solcher Zusammenfälle eine stärkere Desorientierung beziehungsweise hat mehr oder minder unangenehme Folgen: Im Fall der Hormon- und Tagesrhythmen führt es unter Umständen zu Schlafstörungen; im Fall des Nordseebesuchs mag man sich spontan entscheiden, eine Wattwanderung zu machen, statt zu baden.

mögen sich solche Variationen etwa darin äußern, wie schwer oder leicht einem dieses Mal die Nachtschicht fällt.

Im Anschluss an die üblichen Redeweisen aus der Musik könnte man diese Phänomene nun feiner unterscheiden und eine kleine Typologie aufstellen: Während bei einem Polyrhythmus (im engeren Sinne des Wortes) der Grundpuls erhalten bleibt, wird er bei einem *crossrhythm* durch mehrtaktige Überlagerung quasi nachhaltig korrumpiert – beispielsweise, indem über mehrere 4/4-Takte hinweg nur punktierte Viertel gespielt werden (höre Playlist-Beitrag #42) oder indem sich im Alltag beispielsweise mehrere Feiertage über den üblichen Wochenablauf hinweg häufen. In manchen Fällen mag sich dann sogar ein neuer Grundpuls etablieren: Im gerade genannten Musikbeispiel könnten etwa die punktierten Viertel zum neuen Grundpuls werden – man würde dann von *metric modulation* sprechen (ein Tutorium hierzu bietet Playlist-Beitrag #43). Und auch im Alltag etablieren sich selbstredend immer wieder neue Grundpulse, weil sich beispielsweise die gesundheitliche, berufliche oder familiäre Situation entscheidend verändert hat.

Doch wie viel Polyrhythmik, wie viele *crossrhythms* und *metric modulations* sind sozusagen sinnvoll und gesund? Es wurde ja bereits betont, dass negative Auswirkungen sowohl dann folgen, wenn man dauerhaft den Kontakt mit seiner Umgebung verliert, als auch dann, wenn alle zu sehr miteinander im Takt sind. Doch was bedeutet das nun für den sozusagen multidimensionalen Zusammenklang: Wie bunt darf es sein, sodass die Rhythmen nicht einfach auseinanderfallen? Wie viel Unruhe darf die neue Arbeitssituation in die Familie oder die neue Mitspieler:in ins Mannschaftsgefüge oder der neue Mitbewohner in die Wohngemeinschaft bringen, sodass es mehrheitlich als Bereicherung und nicht als Belastung erlebt wird? Wie sehr, so könnte man aus der Beteiligtenperspektive fragen, muss ich „mit der Zeit (der anderen) gehen“, um nicht als ver-rückt zu gelten? Oder, um es wieder mit dem Verb *hören* und dessen Komposita zu formulieren: Ab wann wollen (und können) mir die anderen nicht mehr *zuhören*, können nicht beziehungsweise nichts mehr *hinhören*, wenn ich spreche? Wann, so könnte man auch fragen, *verhören* sie sich bei dem, was ich sage, und ab wann wirke ich für sie dubios oder unheimlich und sie beginnen gar bewusst, mich zu *verhören*, weil ich nicht mehr synchron genug agiere?

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass es kein allgemeines (notwendiges und hinreichendes) Kriterium genügender und ungenügender gemeinsamer Rhythmik oder Synchronität gibt. Weder für Personen noch für Gesellschaften gibt es ein allgemeines Kriterium, ab wann sozusagen die Polyrhythmik des Lebens zusammenbricht. Neue Taktungen zu integrieren und damit gegebenenfalls auch neue Wahrnehmungsgestalten zu erzeugen, mag im einen Fall leichtfallen, während im

anderen Fall jede Veränderung schon ein Orientierungsproblem bedeutet.²⁴⁵ Im Vergleich zu den obigen Hörbeispielen ähnelt dies dem Unterschied zwischen synthetisch und analytisch Hörenden: Im einen Fall wird der gleichsam unklaren Materiallage begegnet, indem das Vorhandene nicht nur zusammenfügt, sondern auch zu einem neuen Ganzen ergänzt wird, während man im anderen Fall bei dem verharret, was tatsächlich vorliegt, auch wenn dies zwangsläufig fragmentarisch bleibt.

So gibt es gesellschaftliche Kontexte und auch ganze Gesellschaften, die stärker ritualisiert und uniformiert sind, und solche, die in diesem Sinne eine größere Polyrhythmik zulassen. Die Gründe, warum dies so ist, sind vielfältig und können beispielsweise mit dem Autoritätsgrad des politischen Systems oder Besonderheiten des kulturellen Erbes zu tun haben.

Ähnlich unterscheiden sich auch einzelne Menschen darin, wie viel Routinen sie ausleben, um genügend Halt und Orientierung zu erfahren, und wie viel Unerwartetes sie zulassen. Es gibt Menschen, die sozusagen gerne geradlinig und ungestört durchs Leben gehen, vielleicht auch im „Marschtempo“, und andere, die es weniger klar mögen, die einen eher „swingigen“ oder „funkigen“ Lebensstil pflegen und mehr als andere auch die gelegentliche Überraschung und Dissonanz oder Synkopierung schätzen.²⁴⁶ Um es etwas präziser mit dem Jazz zu vergleichen, bei dem es ja oftmals auf tonaler Ebene gar kein klares „richtig“ oder „falsch“ gibt: Ob etwas als geglückt oder eher misslungen wahrgenommen wird, hängt stark davon ab, wie viel Spannung der Hörer als angemessen erlebt. Für den einen mag der nächste Ton zu viel Veränderung in sich bergen, weil er mit dem zuvor Gehörten in einem klanglichen Spannungsverhältnis steht; für die andere mag es einen wichtigen Schritt innerhalb des Stückes bedeuten, mit dem nun endlich ein bestimmtes etabliertes Muster wieder aufgebrochen wird (höre Playlist-Beitrag #44 und Playlist-Beitrag #45).

Dass wir im Alltag oftmals mit einer Vielzahl von Taktungen konfrontiert sind, mag auch die Hoffnung erwecken, „die Zeit austricksen“ zu können. Wenn es möglich ist, verschiedene Rhythmen übereinander zu legen, dann kann man doch – so die Überlegung – in gewisser Weise „Zeit gewinnen“.²⁴⁷ Das Stichwort hier lautet *multitasking*. So erlaubt es mir beispielsweise der Rhythmus des Wäschewaschens, zwischendurch noch ein Hörbuch zu hören, während ich gleichzeitig noch Gemüse

²⁴⁵ So lautet etwa der Buchtitel von Lübke 1975 auch *Fortschritt als Orientierungsproblem*.

²⁴⁶ Vergleiche auch Ruta 2022.

²⁴⁷ Vergleiche Schütz 1972, S. 145: „Es gibt jedoch eine Musikart – die polyphone Musik des Westens –, welche die magische Kraft hat, die Möglichkeit, gleichzeitig in zwei oder mehreren Ereignisflüssen zu leben, durch die ihr spezifischen musikalischen Mittel zu realisieren.“

schneide und dünste. Und so benötigen zwei Stunden Wäschewaschen, knapp zwei Stunden Hörbuchhören und eine halbe Stunde Küchenarbeit zusammen nicht mehr als zwei Stunden.

In Maßen mag dies tatsächlich möglich sein. Allerdings kommen solche Überlagerungen auch schnell an ihre Grenzen.²⁴⁸ Sicherlich kann ich mir noch einen Heimtrainer in meine Küche stellen, damit endlich meine Beine nicht mehr nutzlos beim Karottenschälen herumstehen, sondern sich ebenfalls betätigen, und ich gleichzeitig noch etwas für meine Fitness mache. Doch so, wie auch der besten Schlagzeugerin durch ihre Gliedmaßen prinzipielle Grenzen in der Polyrhythmik gegeben sind, werde ich früher oder später aus dem Takt fliegen, wenn ich all diese Rhythmen gleichzeitig stabil halten möchte: Ich höre dann eben doch nicht mehr richtig hin beim Hörbuch oder vergesse, weiter in die Pedale zu treten, oder schneide mir in den Finger. Allerdings sind solche Grenzen, an denen die Polyrhythmik zusammenbricht, im Vorfeld oft nicht klar abschätzbar. Jede einzelne Tätigkeit oder Handlung ist vermeintlich noch integrierbar, solange sie nur korrekt eingetaktet wird. Hörbuch und Heimtrainer schienen unproblematisch, waren es dann aber eben doch nicht.

Genau dieses beständige und zum Teil überfordernde Eintakten zusätzlicher Tätigkeiten ist auch die Quelle zahlreicher Beschwerden darüber, es würde „die Zeit fehlen“. Wie aber schon mehrfach betont, ist „die Zeit“ gar keine Substanz, die in einem herkömmlichen Sinne „fehlen“ könnte, sondern es geht – so auch hier – allein um die Verhältnisse zwischen Ereignissen: Es gelingt eben nicht, Ereignisse unterschiedlichen Typs in ein solches Verhältnis zu setzen, dass sie konfliktfrei nebeneinanderher laufen. Die Schwierigkeit ist also nicht, dass „die Zeit fehlt“ oder „alles immer schneller wird“, sondern dass es *immer polyrhythmischer* wird und dass, wie in Kapitel 4 diskutiert, dabei immer höhere und niedrigere Frequenzbereiche hinzukommen.

9.2 Zwei Arten, das zeitliche Gleichgewicht oder den Gleichklang zu verlieren

Die Polyrhythmik unseres Alltags ist etwas, das einer allgemeinen Ermüdung entgegenwirken kann, etwas, das uns lebendig und aufmerksam halten kann. Und ob

²⁴⁸ Für genauere Analysen von *multitasking* und zur Frage, inwiefern hier die einzelnen Aufgaben tatsächlich parallel oder doch eher sequenziell bearbeitet werden, vergleiche beispielsweise Kiesel et al. 2022.

eine Situation als angenehm und bereichernd oder als unangenehm und irritierend wahrgenommen wird, hängt, wie gerade diskutiert, von der „rhythmischen Spannung“ – also dem Ausmaß der sich überlagernden Rhythmen – ab, die der Einzelne erträgt. Man könnte hier auch von einer individuellen *zeitlichen Resilienz* sprechen. Resilienz bezeichnet die Fähigkeit, sich von Störungen zu erholen.²⁴⁹ Ein bestimmter Zustand oder Ablauf, der etabliert und intakt war, droht durch einen neuen Einfluss aus dem Takt zu geraten. Dem Jargon von oben folgend, wäre *zeitliche* Resilienz also genau die allgemeine Fähigkeit, Gegenwärtiges vor dem Hintergrund des Vergangenen auf eine stabile Zukunft hin einzuordnen.

Ein interessantes Beispiel hierzu bietet eine aktuelle Untersuchung zur Haltung unterschiedlicher Personengruppen in Fragen der Klimapolitik.²⁵⁰ Vielschichtige Unterschiede im soziopolitischen Hintergrund lassen sich hier überzeugend zusammenfassen, indem die Menschen gruppiert wurden in solche mit hoher und niedriger zeitlicher Resilienz. Nostalgische Retrotopien (*Make America Great Again*) zeichnen hier dasjenige Lager aus, das sich von aktuellen Veränderungen stärker bedroht fühlt und den Klimawandel entweder leugnet oder doch zumindest mögliche Maßnahmen möglichst weit hinausschieben möchte. Demgegenüber möchten diejenigen, die eine höhere zeitliche Resilienz besitzen, in der Regel selbst und bald Veränderungen herbeiführen (*Fridays for Future*).

Um individuelle Unterschiede in der „rhythmischen Spannungsverträglichkeit“ zu kennzeichnen, bietet sich aber nicht nur das gegenwärtige Modewort „Resilienz“ an. Als in der Tat aufschlussreicher dafür, welche Mischungsverhältnisse aus Wiederholung und Neuerung als individuell angenehm erlebt werden, dürfte sich der Begriff des *Temperaments* erweisen. Ob man beispielsweise als phlegmatisch oder aufbrausend gilt, hängt eben davon ab, wie (un)ausgeglichen man auf wie viel Neuerung reagiert. Und nichts anderes als die *richtige Mischung* oder das *rechte Maß* verbirgt sich hinter der *temperamentia* (Besonnenheit) als einer der Kardinaltugenden. Zudem verbirgt sich in ihr das Wort *tempus* und gilt ihr in bildlichen Darstellungen die Sanduhr als Attribut.²⁵¹ All das ist kein Zufall und macht das Temperament interpretierbar als eben diejenige Mischung aus Wiederholung und Neuerung, die individuell als angenehm empfunden und in der Regel handelnd

249 Wörtlich bezeichnet *re-silire* ein Zurück-Springen und wurde zunächst verwendet für die Fähigkeit von Werkstoffen, nach einer Verformung wieder in ihre ursprüngliche Gestalt zurückzufinden.

250 Vergleiche Hanusch und Meisch 2022.

251 Zu Auslegungen des Wortverhältnisses von *tempus* und *temperamentia* vergleiche Dohrn-van Rossum 1992, S. 14–15; zu bildlichen Darstellungen der *temperamentia* vergleiche ebenda sowie Demandt 2015, S. 135–137. Und es drängt sich hier einmal mehr der Vergleich zur Musik auf: Denn auch das wohltemperierte Klavier ist eine Antwort auf ein notorisches Stimmungsproblem.

angestrebt wird. Liegt eine solch angenehme Mischung vor, mag man daran anknüpfend von einem *zeitlichen Gleichgewicht* sprechen – oder, um Assoziationen zum Hören statt zu massebehafteten Gegenständen zu betonen, auch schlicht von einem *Gleichklang* (vergleiche Kapitel- und Abschnittsüberschriften).

Nun befinden sich Gemeinschaften wie auch Einzelpersonen keinesfalls immer in einem solchen zeitlichen Gleichgewicht oder Gleichklang. Vielmehr ist das angestrebte Mischungsverhältnis gestört beziehungsweise gerät aus den Fugen, sobald die Neuerung oder die Wiederholung überhandnimmt zu Lasten der jeweils anderen. Dann wird das, was wahrgenommen wird, eben genau nicht mehr als Variation wahrgenommen, sondern entweder als reine Wiederholung oder als komplette Neuerung. Nimmt permanente Neuerung überhand, so gibt es zu wenig Orientierung; es herrscht vermeintlich Chaos. Und wenn umgekehrt die Wiederholung überhandnimmt, so gibt es zu wenig Abwechslung; alles wirkt immer gleich und langweilig. – Doch betrachten wir diese beiden Arten, in der ein zeitliches Gleichgewicht gestört werden kann, der Reihe nach und etwas detaillierter.

Für die erste Form der Gleichgewichtsstörung – zu viel Neuerung, zu wenig Orientierung – sind Äußerungen folgender Art typisch: „Mir ist alles zu viel“; „alles verändert sich so schnell“. Wer betroffen ist, fühlt sich überwältigt und überfordert. Da man die Wirklichkeit als (zu) wechselhaft und unzusammenhängend wahrnimmt, bleibt entsprechend wenig Spielraum für eigenes Handeln, das als sinnvoll erachtet wird. Es herrscht das Gefühl vor, nicht mehr mitzukommen, die Dinge nicht einordnen und strukturieren zu können. Und wenn man mal etwas tun möchte, dann ist es gefühlt ohnehin schon zu spät. Oder, um es in der Sprache musikalischer Mustererfahrung auszudrücken: Das Hinhören gelingt nicht mehr. Es werden keine Gestalten mehr erkannt, und man meint bestenfalls noch, „sich wohl verhört“ zu haben.²⁵²

Es fehlen deutliche zeitliche Orientierungsmarken, die eine Projektion in die Zukunft erlauben sowie eine differenzierte Einschätzung der eigenen Handlungsmöglichkeiten. Statt nach ihnen zu suchen, wird allerdings oftmals „die Zeit“ zur Projektionsfläche dessen, was schiefläuft. Die Diagnose lautet dann gerne, „die Zeit“ laufe immer schneller. Und damit steht der Betroffene nun vermeintlich einem

²⁵² Hierher gehört auch der Begriff des Absurden als einer weiteren Bezeichnung für etwas, das sich der Einordnung und Strukturierung widersetzt. Tatsächlich bedeutet *absurdus* dem Wortsinne nach „gegen das Gefühl verstoßend [...] eigentlich, gegen das Gehör, die Ohren beleidigend, widrig klingend“ (Georges: *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*). Insbesondere durch Albert Camus 2000 [1942] hat dieser auditorisch konnotierte Begriff philosophisch an Gewicht gewonnen, bezeichnet dort allerdings so etwas wie das Fehlen einer allgemeinen Großordnung der Wirklichkeit – und nicht, wie hier, die konkrete Auseinandersetzung mit den eher polyrhythmischen Kleinordnungen des Alltags.

übermächtigen und unerbittlichen Gegner gegenüber. Denn „der Zeit“ kann keiner entinnen oder sie aufhalten.

In Anlehnung an die Beschreibungen des vorigen Kapitels könnte man es vielleicht auch so beschreiben: Wegen ihres vermeintlich unzusammenhängenden Charakters (beziehungsweise beschleunigten Fortschreitens) erscheint dem Betroffenen die Wirklichkeit so, als wäre diese selbst manisch; und dies ruft in ihr oder ihm wiederum Reaktionen in Form einer Schockstarre und einer depressiven Grundhaltung hervor.

Bei der anderen Form der zeitlichen Gleichgewichtsstörung – wenn es zu viel Orientierung und zu wenig Neuerung gibt – sieht sich der Betroffene gleichsam umgekehrt einer depressiven Wirklichkeit gegenüber. In ihr passiert wenig Neues, Stagnation herrscht vor, alles dreht sich bestenfalls im Kreis.

Erlebt man die Welt in dieser Weise, so resultiert das typischerweise in Langeweile. Dabei wird Langeweile hier spezifisch verstanden als etwas, das sich einstellt, wenn sich die Aufmerksamkeit nicht mehr auf eine Vielfalt äußerer Ereignisse zu richten vermag, sondern Ereignisse nur noch eine Rolle spielen, insofern sie sich zeitlich ordnen. Symptomatisch für diesen Zustand, der allerdings nicht generell mit Warten verwechselt werden darf, wird dann der Blick auf die Uhr.²⁵³ Ist mir langweilig, geht es nicht mehr um das, was um mich herum geschieht – es passiert ja vermeintlich ohnehin nichts Relevantes. Die Prozesse, um die es nun geht, sind aller Eigenschaften beraubt und stellen nur noch ein bloßes Nacheinander dar. Es geht nicht einmal mehr um die mechanischen Abläufe und das schicke Äußere der Uhr selbst, sondern nur um ein Abzählen des sich identisch Wiederholenden: das Ticken des Zeigers.²⁵⁴ Das entsprechende Phänomen auf einer gemeinschaftlichen Ebene wäre insbesondere eine Tradition, die nur noch als toter Bestand existiert; ein Ritual, das nur noch aus einer Art kollektivem Wiederholungszwang heraus praktiziert wird.

Die so beschriebene Form von Langeweile ließe sich auch als „nacktes“ Zeiterleben titulieren – und erweist sich als identisch mit den Folgen der bereits diskutierten ewigen Wiederkehr, bei der es ja ebenfalls zu keinerlei Neuerung kommt. Diese vermeintliche Nacktheit verleitet dann einmal mehr zu einem *Fehlschluss deplatzierter Konkretheit*, bei dem das bloße Nacheinander des Tickens, das durch

253 Auch wenn Langeweile etwas mit Warten zu tun haben mag, so ist doch nicht jedes Warten langweilig. Das Warten beispielsweise auf den Anpfiff im Stadion oder darauf, dass sich der Vorhang hebt und das Konzert oder Schauspiel beginnt, sind in der Regel eher aufregend und kurzweilig. Langeweile im genannten Sinne geht hingegen in der Regel mit negativen Emotionen einher.

254 Damit unterscheidet sich die hier dargestellte Langeweile beispielsweise auch vom gegenstandslosen Meditieren, wie es etwa Dogen 2006 [1231–1253] empfiehlt. Denn dieses soll sich ja genau *nicht* auf abzählbare äußere Gegebenheiten beziehen.

Abstraktion gewonnen wurde, nun mit „der Zeit“ gleichgesetzt wird. Wie am Ende von Kapitel 2 bereits angedeutet, mag es in einem weiteren Schritt sogar zu einem zeitbezogenen Zwangsdenken kommen, bei dem sich die eigene Vergänglichkeit in jedem Ticken der Uhr oder in jedem Tropfen des Wasserhahns widerspiegelt. Die abstrahierte und qualitätslose „Zeit“ wird einer, ebenfalls abstrahierten und qualitätslosen, Lebensrestzeit gegenübergestellt; Uhrzeigersinn und Lebenssinn vereinen sich und laufen gemeinsam auf den Tod hin. Rüdiger Safranski bezeichnet eine solche permanente und unfreiwillige Wahrnehmung des Zeitvergehens treffend als einen „metaphysischen Tinnitus“.²⁵⁵

Eine typische Reaktion auf ein solch nacktes Zeiterleben ist erneut Handlungsabstinenz. Die unerbittliche Wiederholung qualitätsloser äußerer Zustände beraubt den Betroffenen der Möglichkeit, sinnvolle Handlungen hervorzubringen – denn alle zeitliche Gerichtetheit (und damit aller *Sinn*) liegt nun allein in der stetigen Verringerung der eigenen „Restlaufzeit“. Und somit überträgt sich gleichsam die vermeintlich Depressivität der Wirklichkeit auf den Betroffenen selbst.

Die andere typische Reaktion auf eine solche pathologische Ausformung der Langeweile ist ein purer Aktionismus, wie wir ihm schon bei der Beschreibung manischer Episoden begegnet sind. Die Tatsache, dass vermeintlich nichts (oder zumindest zu wenig inhaltlich Relevantes oder Neues) geschieht, wird durchbrochen, indem man selbst einfach *irgendetwas* macht. Doch genau dieses „irgendetwas“ kann hier zum Problem werden. Dem Aktionismus oder der Agitation fehlt meist ein klares längerfristiges Ziel. Stattdessen handelt es sich um kurzfristige Handlungen, die nicht zusammenhängen und entsprechend auch keinen Sinn konstituieren können. Die Handlungen verpuffen gleichsam, können nichts Nachhaltiges bewirken; und ein Außenstehender erlebt eine so agierende Person als manisch.

Beide Reaktionsformen, Handlungsabstinenz wie Aktionismus, können nicht befriedigen. Um auch das in der Sprache der auditorischen Mustererfahrung zusammenzufassen: In beiden Fällen gelingt letztlich das Hinhören nicht mehr. Statt durch aktives Geneigtsein zeitliche Gestalten zu erkennen, existiert nur noch das Rauschen des metaphysischen Tinnitus, gibt es nur noch das nackte Vergehen von Zeit.

Doch vielleicht ist diese Schlussfolgerung ja auch vorschnell. Womöglich ist die bereits die Identifikation eines metaphysischen Tinnitus irregeleitet und pathologisiert unnötig eine bestimmte Form des Zeiterlebens. So zumindest könnte man die Position interpretieren, die Alice Holzhey-Kunz unlängst vertreten hat. Ihr zufolge kommen nämlich Menschen, denen bei jedem Tropfen aus dem Wasserhahn die

255 Safranski 2015, S. 31.

eigene Endlichkeit bewusstwerde, „near the philosophical truth“.²⁵⁶ Pathologisch sind für sie vielmehr diejenigen, die das Vergehen von Zeit *nicht* in direktem Bezug auf ihren Tod hin erleben. Denn diese Menschen leugneten so die fundamentalste Dimension ihres Daseins.

An dieser Stelle erkennt man meines Erachtens sehr schön Unterschiede in philosophischen Grundhaltungen. In der von Heidegger und von Søren Kierkegaard beeinflussten Existentialphilosophie, wie sie Holzhey-Kunz bevorzugt, spielen Angst und Endlichkeit eine fundamentale Rolle und verbinden sich mit Ansprüchen, eine tiefe philosophische Wahrheit zu offenbaren.²⁵⁷ Im Gegensatz dazu knüpft die vorliegende Untersuchung an eine pragmatistische Tradition an, die mit Autoren wie Whitehead, Dewey und auch William James den Erfahrungs- und Ereignisbegriff starkmacht. Doch für Holzhey-Kunz muss es naiv optimistisch wirken, eine gleichsam harmonisch klangvolle Wirklichkeit anzunehmen, in die man hineingeboren wird und die man erfahren möchte. Ihre existentialistische Position geht vielmehr von einer Wirklichkeit aus, in die wir geworfen werden und die uns stetig durch die Finger rinnt und versiegt. Wer sozusagen im tropfenden Wasserhahn nicht zugleich auch den Riss in der Wirklichkeit erkennt, aus dem es permanent hinaustropft, der hat eben die philosophische Wahrheit noch nicht erkannt.

Doch vielleicht liegt die Lösung – und das wäre nun der pragmatistisch geprägte Ansatz – ja auch darin zu lernen, selbst das Tropfen eines Wasserhahns nicht als trostlose Wiederholung einer natürlichen Belanglosigkeit zu begreifen, sondern es als eine nuancenreiche Ereignisfolge zu erleben, die eben nicht nur durch Wiederholung, sondern auch durch Neuerung geprägt ist. Ähnlich wie in der *minimal music* führen dann kleinste Änderungen in der Betonung oder Taktung zu neuen und spannenden Gestalten in der Wahrnehmung. Man wäre also einmal mehr aufgefordert, aufmerksam hinzuhören und würde sich damit von einem (egozentrischen) Standpunkt entfernen, bei dem alles, was geschieht, nur von Belang ist, insofern es Signal der eigenen Endlichkeit ist.

256 Holzhey-Kunz 2020, S. 231.

257 In ihrem kurzen Aufsatz verwendet Holzhey-Kunz 2020 den Ausdruck „philosophical truth“ nicht weniger als zweiundzwanzig Mal. Zu den beiden anderen genannten Denkern vergleiche Kierkegaard 2005a [1843] und 2005b [1843–1849] sowie die prominenten Verwendungsweisen von „Angst“, „Sorge“, „Unverborgenheit“, „Wahrheit“ und dergleichen in Heidegger 1993 [1927]. – Dass man sich gegenüber einer todesorientierten Perspektive auf das Leben, wie sie sich bei Heidegger findet, durchaus auch kritisch zeigen kann, klang weiter oben bereits an mit Verweis auf Birnbacher 2017, S. 127–134.

9.3 Gleichklang stabilisieren: Besonnenheit und Realitätsbefähigung

Folgendes haben die vorhergehenden Abschnitte gezeigt: Ein universelles Mischungsverhältnis aus Wiederholung und Neuerung, das bei jedem Einzelnen oder in jeder Gesellschaft zum Höchstmaß an Wohlbefinden führen würde, gibt es nicht. Aber es gibt allgemeine Mechanismen, die unabhängig von der konkreten Ausgangslage zu Missständen führen – nämlich, wenn eines von beiden, Wiederholung oder Neuerung, allzu sehr überhandnimmt und das Mischungsverhältnis so stark gestört wird, dass es nicht mehr gelingt, überzeugende zeitliche Gestalten zu etablieren. Die Wirklichkeit wird als chaotisch beziehungsweise erstarrt wahrgenommen.

Ähnlich, wie es oben bereits beschrieben wurde im Zusammenhang der bipolaren Störung, stellt sich nun unter Umständen das Gefühl ein, den Dingen dauerhaft hinterherzulaufen oder ihnen dauerhaft vorauszusein. Dabei ist die Ergänzung „dauerhaft“ wichtig. Denn nur eine *dauerhafte* Asynchronität beziehungsweise Desynchronisierung ist störend beziehungsweise gilt als Störung. Ein kurzzeitiges Ausscheren aus dem gemeinsamen Takt – das hatte insbesondere die Diskussion des Jazz gezeigt – ist nicht pathologisch, sondern hat in der Regel sogar etwas sehr Positives an sich, das zur gestärkten Wahrnehmung der eigenen Autonomie führt. Die Mustererfahrung wäre hier das *playing outside* (oder auch nur schon das Spielen einer Synkope oder *blue note*), das einen geradezu befreienden Charakter haben kann und das eben die einzelne Person mit ihrer eigenen Stimme erklingen lässt und hörbar macht. Aber ein solches *playing outside* kann kein Dauerzustand sein: Wer permanent aus dem gemeinsamen Takt fällt, ist schlichtweg kein Mitglied der Gemeinschaft mehr.

Um solch möglichen Missklängen aus Wiederholung und Neuerung entgegenzuwirken, bedarf es der bereits erwähnten Zeittugend *par excellence*, der *temperamentia* oder Besonnenheit. Mit ihr können die eigenen Taktungen aufgeräumt – um nicht zu sagen „aufgezeitet“²⁵⁸ – werden, um wieder für das rechte Maß an Orientierung und Veränderung zu sorgen. Es werden zeitliche Muster ausfindig gemacht, die weder Schockstarre noch puren Aktionismus nach sich ziehen. Dementsprechend kann es hier weder darum gehen, eine rein bewahrende Wiederholungskultur zu pflegen, die sich entsprechend nur an Vergangenen orientiert, noch kann es darum gehen, sich lediglich auf Zukünftiges hin zu orientieren und jede Möglichkeit zur Veränderung instantan zu ergreifen. Stattdessen müssen Ereignisse in die eigene Lebensgeschichte integriert werden, sodass ein Takt oder

²⁵⁸ Vergleiche Klein 2010, S. 123.

Rhythmus entsteht, der Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges miteinander verbindet. Und das, was es zu integrieren gilt, kann etwas mir zuvor Unbekanntes sein, um so einem möglichen Gefühl der Überwältigung oder Überflutung entgegenzuwirken; oder es kann sich um etwas mir bereits Bekanntes handeln, was ich aber in neuer Anschlussfähigkeit an meine Alltagstaktungen und Lebensgeschichte erfasse – also etwas, auf das ich mich wieder neu *einstimme*. Egal ob bekannt oder unbekannt: Man verweilt bei dem, was gegeben ist, und begreift es als Möglichkeit, mehr im Takt – und damit wieder *intakt* – zu sein. Aber eben nicht unter allen Umständen und um jeden Preis.

Sehr schön verdeutlicht wird dies durch eine Redeweise, die zwar speziell im Kontext der Auseinandersetzung mit (Welt-)Geschichte geprägt wurde, die aber auch auf einzelne Menschen und deren individuelle *Lebensgeschichte* zutrifft: Der Historiker Jacob Burckhardt hat davon gesprochen, Geschichte mache uns nicht „klug (für ein andermal)“, sondern „weise (für immer)“.²⁵⁹ Es geht also nicht darum, die perfekte konkrete Lösung für bevorstehende Probleme bereits jetzt zu kennen. Das kann auch das detaillierteste historische Wissen – oder das detaillierteste Wissen um die eigene Lebensgeschichte – nicht leisten. Aber wir können versuchen, bei den Geschichten über die Vergangenheit genau hinzuhören und das, was kommen mag, als deren mögliche Variation zu antizipieren. Dabei ergibt sich genau genommen sogar eine Doppelstruktur, die die Möglichkeiten vor dem Hintergrund der eigenen Geschichte einordnet, aber auch die eigene Geschichte vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Möglichkeiten. Eine solche Einordnung ist sicherlich kein triviales Unterfangen; aber genau das wäre eben eine sich besinnende und also *besonnene* Reaktion.

Prägnant sind in diesem Zusammenhang auch zwei Wortkompositionen von Hermann Lübbe. Er bezeichnet das, was wichtig ist, um sich – vor dem Hintergrund der eigenen Geschichte – mit neuen Herausforderungen erfolgreich auseinanderzusetzen zu können, als *Realitätsfähigkeit* und *Verblüffungsresistenz*.²⁶⁰ Bei allem, was mir begegnet, geht es darum herauszufinden, ob es nicht vielleicht in diesem oder jenem Sinne mit diesem oder jenem vergleichbar ist, was mir bereits wohlvertraut ist. Hier ist ein breiter Erfahrungshintergrund hilfreich, der aber zugleich auch ein aktives und offenes Zugehen auf neue Situationen erlaubt. Hinderlich hingegen sind sowohl die sprichwörtliche Kleinkariertei, die an allem festzuhalten trachtet, wie auch eine pauschale Vergangenheitsvergessenheit. Dabei geht es bei Lübbe – genau wie bei Burckhardt – nicht darum, etwas vorher schon genau so erlebt zu haben, sondern eben darum, strukturelle Ähnlichkeiten zu erkennen, die eine kritische

²⁵⁹ Burckhardt 2018 [1905], S. 16.

²⁶⁰ Lübbe 1974, S. 1058.

Bezugnahme erlauben und einen nicht in Schockstarre verfallen lassen. Letztlich geht es also, wenn das Gleichgewicht von Wiederholung und Neuerung gestört ist, immer um diese Realitätsfähigkeit im Sinne des Vorhandenseins einer zeitlich-inhaltlichen Gestalt, die sich weder im Chaos verliert noch aus Eintönigkeit abstirbt. Ohne eine solche, insbesondere auch zeitliche, Orientierung droht eine Handlungsunfähigkeit aus Gründen entweder der Überforderung oder der Ermüdung.

Erlebt man zu viel Neuerung, so geht es – entsprechend dem, was oben schon im Kontext psychotherapeutischer Maßnahmen thematisiert wurde – darum, Muster von Bekanntem ausfindig zu machen und neue Regelmäßigkeiten oder Rituale zu installieren. Wenn sich umgekehrt zu viele bekannte Mustern wiederholen, dann besteht die therapeutische Maßnahme darin, das Gewohnte auf Neuerungen oder Abweichungen hin zu erkunden – auch das wurde bereits diskutiert. Letzteres darf aber nicht zu beliebiger Zerstreuung oder purem Aktionismus führen. Denn das verschafft nicht das angestrebte Mehr an Neuem, sondern nur unzusammenhängende Erlebnisfragmente. Das Vorhaben, „sich zu zerstreuen“, ist keine erfolgsversprechende Therapiemethode für eine zeitliche Gleichgewichtsstörung – und erinnert auch begrifflich eher an eine Art selbstinduzierter Schizophrenie.

Wenn ich beispielsweise im Wartezimmer des Zahnarztes nach der Illustrierten greife, obwohl royale Familiengeschichten nicht mein vornehmliches Interessensgebiet sind, oder wenn ich an der Straßenbahnhaltestelle auf meinem Smartphone „herumwische“, obwohl ich das Wetterradar und den E-Mail-Eingang zuletzt vor weniger als drei Minuten konsultiert habe, dann entspricht das nicht einem Zustand der Besonnenheit, sondern hat, wie bereits mehrfach beschrieben, eher manische Züge an sich. Was man tut, sollte zur eigenen Lebensgeschichte passen und gerade nicht die persönliche Identität oder die eigenen typischen Rhythmen auflösen. Dementsprechend verhielte sich die Situation im Wartezimmer anders, wenn ich seit Längerem sehr an royalen Familiengeschichten interessiert wäre und regelmäßig entsprechende Illustrierte läse. Dann wäre das Blättern und Lesen im Wartezimmer keine beliebige Zerstreuung mehr, sondern wäre stimmig; es knüpfte an meine etablierten Lebensmuster an, und das stupide Warten verwandelte sich in eine sinnvolle (also orientierte) Tätigkeit.

9.4 Gleichklang erweitern: Meditation und Ironie

Auch wenn der Ausdruck „Zerstreuung“ unglücklich bleibt: Was in bestimmten Situationen sinnvoll sein kann, ist ein Wechsel in der Aufmerksamkeit – oder präziser: eine Veränderung in der Gerichtetheit oder Orientierung dessen, was man tut. Solche Wechsel begegnen uns nicht nur beim Zahnarzt, wenn wir, anstatt das nackte Zeitvergehen auf der Armbanduhr zu verfolgen, doch lieber die Zeitschriften

durchblättern in der Hoffnung, dass dort etwas steht, was von Interesse sein könnte. Derartige Veränderungen in der Orientierung begegnen uns im Alltag in vielen Situationen, und sie sind besonders prominent beim Wechsel zwischen Erfahrungsbereichen – beispielsweise beim Wechsel vom heimischen Frühstückstisch zum Arbeitsplatz, beim Wechsel von der Teilnahme am Straßenverkehr zur Teilnahme am Judotraining oder beim Wechsel vom Ausfüllen der Briefwahlunterlagen zum Hören eines Podcasts. Solche Wechsel gehen typischerweise mit Veränderungen im Zeiterleben einher, da jeder dieser Erfahrungsbereiche seine eigenen Taktungen mit sich bringt.

Die Tatsache, dass jeder Bereich eigene Taktungen mit sich bringt, beruht auf der engen Verbindung von Zeit und Kausalität, die bereits in Kapitel 3 diskutiert wurde. Und das wiederum wirkt sich direkt auch auf unsere (kausalen) Reaktionen auf diese Taktungen, auf unsere Handlungen, aus. Ob beim Frühstück, im Straßenverkehr oder beim Ausfüllen der Wahlunterlagen: Immer bin ich ein Kausalfaktor und muss auf bestimmte Art und Weise und damit auch auf bestimmten Zeitskalen reagieren, soll das entsprechende Unterfangen gelingen. Und sollte sich das, was ich gerade zu tun gedenke, ändern, so ändern sich auch die typischen Rhythmen oder Zeitskalen, auf denen ich kausal agiere. So verfolgen Menschen, die beispielsweise „nach Feierabend“ Yoga betreiben oder Squash spielen, Sudokus lösen oder puzzeln, angeln oder spazieren gehen, allesamt Ziele, die nicht deckungsgleich sind mit denen, die sie zuvor im Arbeitsalltag oder etwa bei der Betreuung und Pflege von Angehörigen verfolgt haben. Und während diese geänderten Ziele beispielsweise nicht allesamt räumliche Veränderungen (Ortswechsel) oder Kleidungswechsel implizieren, so gehen sie doch sämtlich mit geänderten Taktungen in den eigenen Handlungen einher. Einmal mehr ist das Erleben von *Frei-zeit* also nicht nur durch das geprägt, was man tut, sondern vor allem auch dadurch, dass man sich als Kausalfaktor erlebt, der *Abfolgen* von Handlungen setzt und ihnen einen eigenen Rhythmus verleiht. Ähnlich wie beim *playing outside* steigt man damit auch bewusst und für eine Weile aus bestimmten anderen Zusammenhängen (wie etwa den Taktungen des Arbeitsalltags) aus, um so einer möglichen Eintönigkeit entgegenzuwirken.

Bevor im abschließenden Kapitel weiter darauf einzugehen ist, wie sich Kausalität und Zeit zueinander verhalten, sind noch kurz zwei Methoden zu diskutieren, die in sehr prominenter wie auch unterschiedlicher Weise helfen können, solch gerade beschriebenen Aufmerksamkeits- oder Orientierungswechsel systematisch herbeizuführen, um damit auch gleichsam unseren zeitlichen Gleichgewichtssinn zu erweitern. Gemeint sind Meditation und Ironie.

Bei vielen Meditationstechniken wird die Aufmerksamkeit gezielt auf etwas ganz Bestimmtes gerichtet wie etwa den eigenen Atem, eine bestimmte Bewegung oder einen bestimmten Aussagesatz. Diese sollen besonders differenziert – also

gerade nicht als *bloße Wiederholungen* – erfahren werden, während andere Zielsetzungen, wie man sie normalerweise im Alltag verfolgt, möglichst stark zurückzunehmen sind. Dieser reduzierte Kontakt mit den Rhythmen der Umgebung führt oft zu Veränderungen im Zeiterleben.²⁶¹ Aufgrund des abgeschwächten oder gar fehlenden Kausalitätserlebens kann dies sogar zu einem Zustand führen, in dem sich der Eindruck einer unendlich weiten Gegenwart einstellt. Denn ohne eigene Gerichtetheit gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Entsprechend können auch geistige Zustände überwunden werden, die sich gerade durch eine solche Gerichtetheit auszeichnen – wie insbesondere Zustände der Sorge, die sich ja explizit auf Zukünftiges beziehen. Und so beschreibt beispielsweise der mittelalterliche Mystiker Jakob Böhme die spirituelle Vereinigung mit Gott, die *unio mystica*, in prominenter Weise über den Zeitbegriff: „Weme Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit; der ist befreit von allem Streit.“²⁶² Ein solcher Zustand wäre dann der diametrale Gegensatz zu der oben beschriebenen pathologischen Gerichtetheit auf das permanente Tropfen des Wasserhahns, das mit seiner unnachgiebigen physikalischen Regelmäßigkeit zu nichts anderem wird als dem andauernden Hinweis auf die eigene Endlichkeit.

Außerdem unterscheidet sich ein solcher Zustand erneut von dem einer ewigen Wiederkehr, wie er in Kapitel 4 kritisiert wurde. Dort bestand die vermeintliche Zeitlosigkeit nämlich in der unbeschränkten Abfolge des Immergleichen, während sie sich hier aufbaut, in dem sich das wahrgenommene Jetzt gleichsam grenzenlos erweitert.²⁶³ So ist beispielsweise laut des buddhistischen Philosophen Nagarjuna das Nirwana ein solcher Geisteszustand, in den wir eintreten können und in dem wir unser Denken und unsere Wahrnehmung nicht mehr zeitlich strukturiert erleben.²⁶⁴ Aus der Innenperspektive ergebe sich somit eine zeitliche Unbegrenztheit, die auch mit einem Gefühl eines Zusammenstimmens und einer Einheit mit der Wirklichkeit einhergehe.²⁶⁵ Es geht um das Erleben eines holistischen Einklangs – um etwas, das dem Hören analog ist; und nicht um das Augenscheinliche. So betont

²⁶¹ Vergleiche etwa Dogen 2006 [1231–1253].

²⁶² Böhme 1961 [1730], Bd. 10, S. 20.

²⁶³ Zum Ewigkeitsbegriff vergleiche Poser 1993, der insgesamt sogar vier Fälle voneinander unterscheidet (die oben allerdings paarweise zusammengefasst wurden): Wiederkehr des Immergleichen, unbegrenzte Dauer, andauerndes Jetzt, Zeitlosigkeit.

²⁶⁴ Vergleiche Weber-Brosamer und Back 2005 (Nagarjuna Satz 25.21).

²⁶⁵ Albahari 2019 spricht in diesem Zusammenhang von einem *cosmopsychism* und zeigt, dass sich dieser seit Jahrtausenden immer wieder in unterschiedlichen kulturellen Kontexten finden lässt.

beispielsweise auch Böhme, wie die Wirklichkeit sich in Schwingungen mitteile und inwiefern die Kreaturen Musikinstrumenten glichen.²⁶⁶

Der *Ein-klang*, der hier entsteht, kann sogar erneut verglichen werden mit dem auditorischen Phänomen, wenn aus der Wahrnehmung einer Abfolge von Klicks die einheitliche Wahrnehmung einer kontinuierlichen Tonhöhe wird (höre nochmals Playlist-Beitrag #3). Denn beim meditativen Einklang passiert etwas Analoges: Die Wirklichkeit, die den Meditierenden umgibt, besteht nun nicht mehr aus einzelnen Gegenständen, Begehrlichkeiten und dergleichen; stattdessen entsteht eine neue und einheitliche Wahrnehmungsqualität (oder Gestalt) einer holistischen Wirklichkeit.²⁶⁷

Nun muss man allerdings aus einem solchen Zustand des Einklangs und der vermeintlichen Ewigkeit immer wieder auch austreten und in die (zeitbehaftete) Wirklichkeit zurückkehren.²⁶⁸ Dies gilt schon allein deshalb, weil Grundbedürfnisse befriedigt werden müssen. Aber meditative Ewigkeitszustände, so mag man vermuten, dürften für viele auch deshalb nicht dauerhaft erstrebenswert sein, weil sich in ihnen eben die eigene Identität auflöst. Im Zustand eines perfekten Einklangs und dauerhaften Unisono gibt es, wie schon diskutiert, keine eigenen Stimmen und keine individuellen Lebensgeschichten mehr.²⁶⁹

Konzeptionell passt das sicherlich zu der Einschätzung von oben, dass individuelles Bewusstsein immer schon eine zeitlich sich ausdehnende Wahrnehmungsstruktur voraussetzt, bei der es Bezüge zu Vergangenen und Zukünftigem gibt.²⁷⁰ Ob sich dies allerdings durch systematische Erweiterung in einen Zustand innerer Zeitlosigkeit und individueller Auflösung überführen lässt, sei einmal dahingestellt. Nicht zu bezweifeln ist aber, dass für viele Menschen, die meditieren, ein Zustand innerer Zeitlosigkeit als eine Art regulatives Ideal fungiert. Dadurch,

²⁶⁶ Vergleiche Böhme 1961 [1730], Bd. 1 (*Aurora* oder Morgenröte im Aufgang), Kap. 4, §§ 14–15, sowie Kap. 10, §§ 1–7.

²⁶⁷ Vergleiche Steineck 2000, dort allerdings ohne die Analogiebildung zur auditorischen Wahrnehmung.

²⁶⁸ Für Nagarjuna steht hier das Nirwana in einem Wechselverhältnis zum Samsara, das den Kreislauf der Wiedergeburten markiert. Insgesamt geht es bei ihm also eher um den Gegensatz zwischen Zeitbehaftetheit und Zeitlosigkeit als um die Komplementarität von Wiederholung und Neuerung – vergleiche Weber-Brosamer und Back 2005 (Nagarjuna Sätze 25.19–20).

²⁶⁹ In Albahari 2019 wird diese Schwierigkeit als *decombination problem* angesprochen, erfährt aber keine befriedigende Lösung.

²⁷⁰ Vergleiche erneut Husserl 2000 [1928]. Vergleiche auch Rohs 1996, für den Bezüge zu Vergangenen und Zukünftigem (und damit ein zeitliches Werden) durch die intellektuelle Anschauung verbürgt werden und überhaupt erst Subjektivität und letztlich auch Zeit konstituieren. Zugegeben stellen sich von hieraus diverse schwierige Fragen zur transzendentalen Subjektivität als etwas, das ebenfalls nicht im üblichen Sinne „individuell“ ist.

dass man auf innere Zeitlosigkeit abzielt, gelingt so etwas wie eine Weitung der wahrgenommenen Gegenwart. Statt eines qualitativen Sprungs oder vollständigen Durchbruchs zur Unendlichkeit ändert sich quasi nur der (Frequenz-)Bereich der zeitlichen Wahrnehmung.²⁷¹ Für bestimmte Veränderungen ist man nun empfänglicher, anderes wiederum steht jetzt vermeintlich still – ähnlich wie bereits in Kapitel 4 diskutiert, als die Wahrnehmung des besonders Hoch- und Niederfrequenten behandelt wurde.

Mediation, verstanden als eine solche Verschiebung der zeitlichen Wahrnehmung, ist somit ein möglicher Weg, sich in Besonnenheit zu üben: sich neu auf die verschiedenen Rhythmen der Wirklichkeit zu besinnen, sie auf sich wirken zu lassen und dabei einheitliche Gestalten hinzuhören.²⁷²

Eine andere Möglichkeit, sich besinnend auf neue Rhythmen einzulassen – vor allem wenn diese bereits teilweise begrifflich und propositional überformt sind, aber eben noch keine fixen Einordnungen erfahren haben – stellt die Ironie dar. Oben wurde bereits Rorty erwähnt, der Ironie als Mittelweg zwischen übertriebener Sicherheit und akademischer Skepsis betrachtet.²⁷³ Eine ironische Bemerkung liegt in eigentümlicher Weise zwischen Harmonie und Dissonanz. Sie ist ein Versuch, besonnen mit der zeitlichen Offenheit der Wirklichkeit umzugehen.²⁷⁴ Sie spielt mit dem Verhältnis von Neuerung und Wiederholung; und sie ermöglicht dadurch einen erkenntnistheoretischen Gewinn. Sie liefert so etwas wie einen freien (Denk-)Anstoß, der aber dennoch stimmig sein muss: Ist die ironische Bemerkung zu harmonisch, wiederholt sie lediglich Bekanntes und wird kaum neue Erkenntnisse liefern können. Ist sie zu dissonant, stößt sie keinen Erkenntnisprozess an, sondern wirkt als (verhärmter) Zynismus eher erkenntnis- und handlungshemmend. Die Aussage „Na, das kann ja heiter weiter“ klingt wenig ermutigend, um zukünftig gut miteinander zu arbeiten.

Ironie erlaubt es, spielerisch – aber dennoch therapeutisch – auf eine zeitliche Gleichgewichtsstörung zu reagieren und kann somit als spezielle Form oder An-

271 Der Begriff „Durchbruch“ wurde hier bewusst gewählt, da ihn insbesondere auch Meister Eckehart in seinen mystischen Schriften verwendet. Vergleiche Meister Eckehart 1979, S. 273 und 308, und auch Sieroka 2010a, S. 188.

272 Hieran ließen sich diverse Fragestellungen darüber anknüpfen, welche Zeitskalen in spirituellen Kontexten allgemein relevant sind. Tatsächlich sind dies wohl weniger die großen Skalen, die nach einem *gelungenen* oder *guten Leben* fragen, als vielmehr die kleineren, auf der von einem *geglückten Tag* gesprochen werden mag – vergleiche hierzu die literarische Auseinandersetzung in Handke 1991.

273 Vergleiche Rorty 1989.

274 Vergleiche Rush 2016, der diese Funktion von Ironie detailliert im prominenten Kontext des Deutschen Idealismus und der Romantik behandelt, sowie Japp 1983, der einen breiteren historischen Überblick über verschiedene Unterarten des Ironisierens bietet.

wendung von Besonnenheit gelten. Ironie wirkt gegen Überschwemmung durch Neuerung und gegen Ermüdung an eintönigen Wiederholungen, indem sie die Suche leitet nach zeitlichen Variationen, die uns neu das Bekannte im Unbekannten erkennen lassen oder auch umgekehrt das Unbekannte im Bekannten. Allgemeine ironische Befunde der Art „Na, das ist aber ein Zufall“ oder „Da hat es jemand wohl besonders eilig“ können erste Schritte sein, um genauer zu hinterfragen, was denn hier womöglich wodurch verursacht wurde. Ironie ist geeignet, um über spielerische Gegenhypothesen das oben schon beschriebene vorläufige Experimentieren anzustoßen. Sie kann in den genannten Beispielen helfen zu erkennen, warum es eben doch kein Zufall war oder warum die Person nicht dem Tempo und Takt ihrer Umgebung gefolgt ist.

Zum Abschluss des Kapitels sei noch angemerkt, dass es ironische Anklänge selbstredend auch in der Musik gibt, dass sie sich dort ebenfalls spielerisch zwischen Harmonie und Dissonanz (im weiteren wie engeren Sinne) bewegen und dass sie ebenfalls erfahrungserweiternd wirken.²⁷⁵ Als Beispiel für Ironie in der improvisierten Musik mag ein Beispiel von Matthias Schriefl und Shreefpunk dienen (höre Playlist-Beitrag #46), die quasi die Kölner Karnevalsmusik postmodern dekonstruieren, und als Beispiel für die auskomponierte Musik das *Bruder-Jakob*-Motiv aus Mahlers Erster Symphonie, das als Trauermarsch in Moll ertönt und dabei vom Kontrabass extrem hoch gespielt wird (höre Playlist-Beitrag #47 von 0'22" bis 0'43"); und auch Mahlers *Lieder eines fahrenden Gesellen* sind voll von Ironie und ironischen Wendungen (höre Playlist-Beitrag #48), wie sich überhaupt Lieder stark für Ironisierungen anbieten, weil bei ihnen mit Diskrepanzen zwischen Klanggestalt und Textaussage gespielt werden kann (höre Playlist-Beitrag #49).²⁷⁶

²⁷⁵ Auch sei im Gegenzug nochmals an die auditorisch konnotierte Grundbedeutung das Absurden erinnert als demjenigen, das „widrig klingt“ und sich „gegen das Gehör“ richtet. Und so nennt beispielsweise Nagel 1971, wenn es darum geht, dem Absurden zu begegnen, genau auch die Ironie als probates Mittel.

²⁷⁶ Zu Mahlers Liedern und zu Mahlers eigenen Äußerungen über Ironie vergleiche Mohr 2007. Insgesamt haben die hier gewählten Beispiele einen eher heiteren Charakter. Selbstredend gibt es aber auch ernstere und bedrückendere Beispiele wie etwa, um beim Jazz zu bleiben, Carla Bleys melodisch-klangmalerische Ironisierungen zu den politischen und militärischen Ereignissen rund um den Falkland-Krieg zu Beginn der 1980er Jahre – höre Playlist-Beitrag #50.